



Rainer-K. Langner

**Das Geheimnis der großen Wüste
Auf den Spuren des Saharaforschers Gerhard Rohlfs**

**S. Fischer Verlag
Frankfurt am Main 2004
ISBN 3-10-043930-9**

S. 11-27

Inhalt

Aus den Notizheften eines Abenteurers	9
Dreimal durch die Hochebene des Schreckens	11
In der Kinderstube des Homo habilis	23
Wie das Abendland nach Afrika kam	28
Das Haus am Strom	45
Mit dem Esel durch Marokko	55
Ein knappes Zwischenspiel	80
Aus dem Tagebuch der Erde	87
Das Mysterium der Selbsterfahrung	89
Vom Urgrund aller Wüsten	92
Fünf Monate in Murzuk	105
Chaos und Ordnung	120
Meer ohne Wasser	129
Der Maina-Clan	139
Strategien des Überlebens I	147
Über den Fluss und durch die Wälder zum Atlantik	154
Aus den Papieren einer Karriere	171
Schlachtfeld Afrika	173
Die vergrabene Antike und die Bruderschaft	188
Agent provocateur und Villa mit Dame	198
Durch den Sandkasten Libyens	207
Strategien des Überlebens II	226
Einmal Amerika und zurück	230
Aus den Archiven der Kolonialpolitik	233
Die Verabredung der Europäer	235
Leben und Sterben eines Geographen	240

Der lange Marsch	247
Postbote des Kaisers	265
Das Samoapapier und die Folgen	274
Aufstieg und Fall in Sansibar	281
Mythos und Wirklichkeit	289
Anhang	301

Aus den Notizheften eines Abenteurers

Der Reiz des Neuen, das Lockende,
völlig unbekannte Gegenden durchziehen zu können, fremde Völker und Sitten, ihre
Sprache und Gebräuche kennen zu lernen, ein Trieb zu Abenteuern, ein Hang,
Gefahren zu trotzen:
Alles dies bewog mich, das Wagnis auszuführen.

Gerhard Rohlfs

Dreimal durch die Hochebene des Schreckens

Die Karawane hatte sich den schroffen, knapp vierhundert Meter steil ansteigenden
Rand der Hamada el Hamra hinaufgequält und kein einziges Kamel in den
pfadlosen Abbrüchen verloren. Störrisch waren die Tiere gewesen, dem Absturz
oftmals gefährlich nah, und die Kamelführer mussten in das Zaumzeug greifen oder
zum Stock. Eine Schinderei für Mensch und Tier, auch für Gerhard Rohlfs, den die
Männer Mustafa el Nemsî nennen, Mustafa den Deutschen.

Es ist der 7. Juni 1865 und der neunzehnte Tag einer Reise, die ihn von Tripolis
durch die Sahara nach Timbuktu führen soll, in die legendenumwobene Stadt am
Niger. Er wird Timbuktu nie erreichen, sooft er es auch versucht. Noch aber glaubt
er an sein Ziel, wozu sonst hätte er diese Reise unternommen, die nicht seine erste
durch die Große Wüste ist, doch die erste mit großem Tross.

In Deutschland und Frankreich hatte er allerlei wissenschaftliches Gerät und
Ausrüstungsgegenstände zusammengekauft – Aneroide, Thermometer, Hygrometer,
Hypsometer, Boussolen, Waffen und Munition, Medikamente: 500 Gramm Chinin,
50 Gramm Opiumextrakt, 5 Gramm Brechweinstein, essigsaures Blei, Jodkali,
englisches Pflaster, Heftpflaster; 2000 Gramm Zitronensäure zur
Limonadebereitung, Hirschhorngest, Teppiche, wollene Decken, Schwimmgürtel,
Tee, Biskuit, Konserven. In Tripolis erwarb er, was noch fehlte, seine
Reisebegleiter zuerst, für ein Handgeld. Europas Reisende gingen nie allein in die

Wüste, jedenfalls nicht im 19. Jahrhundert. Rohlf's machte davon keine Ausnahme, so sehr er seine Wege auch als gefährvolle Einzelunternehmungen beschrieb.

In Nord- und Nord-Zentralafrika, hat man das Angenehme, dass man nicht mit menschlichen Transportmitteln, resp. Trägern, vorzugehen braucht, also im höchsten Grade abhängig von dem guten Willen eines einzelnen ist, sondern Tiere zu verwenden hat, die einem vollkommen unterstehen. Man kaufe also von vornherein Kamele und miete die notwendige Anzahl Kameltreiber. Man nehme Rücksicht darauf, daß ein Kamel auf so langen Reisen keineswegs große Lasten tragen kann, höchstens drei Zentner, nebst dem dazugehörigen Wasser. Man nehme sodann für sich, als Führer der Karawane, ein gutes Pferd, denn es ist notwendig, daß der Führer repräsentiert.

Afrikareisen beginnen als eine Operation, als logistische Aufgabe par excellence, und jede Karawanentour ist Teamarbeit, bei Strafe ihres Untergangs, ist ein kompliziertes Beziehungsgeflecht auf Zeit. Diener, Kamele und Treiber müssen angemietet oder gekauft werden, deren Anzahl ist abhängig von der zurückzulegenden Strecke und von der Zeit, um diese Strecke hinter sich zu bringen. Tauschwaren und Lebensmittel müssen besorgt, Kisten gezimmert werden, um die Ausrüstung auch transportieren zu können. Ein ganzes Warenlager ist zu verpacken – Kochgeschirr, Proviant, Tauwerk, Beile und andere Werkzeuge, Waren, die als Geschenke und Tauschmittel dienen, Burnusse von Tuch in den grellsten Farben, mit Gold bestickt, bunte Taschentücher, feineres und gröberes Baumwollzeug, Turbane, Mützen, einige Stücke Samt und Seide, Essenzen, echte und unechte Korallen, ganze Zentner Glasperlen der verschiedensten Art, Tausende Nähnadeln, Schreibpapier, Hunderte von Messern. Solche Aufgaben löste Mustafa el Nemsî stets mit großem Nachdruck.

Am 20. Mai 1865 hatte er alles zusammen: drei Diener, drei Kamelführer, sechs Lastkamele und das Reitkamel für sich. Doch ehe die Karawane aufbrach, statuierte Rohlf's ein Exempel. Ein Zwanzig-Franc-Stück war aus seiner Geldbörse verschwunden und der Schuldige schnell gefunden, Hammed Tandjani, einer seiner Diener, dem er die Überwachung des Geldes anvertraut hatte. Hammed beteuerte

gestenreich seine Unschuld, doch unbarmherzig schlug der Deutsche auf den Mann ein. Erst die Ankunft der Honoratioren von Tripolis, einiger Konsuln und des türkischen Provinzgouverneurs, die gekommen waren, der Karawane auf den ersten Kilometern ein Ehrengleit zu geben, setzte der drakonischen Bestrafung ein Ende. Noch am gleichen Tag fand Rohlfs das Goldstück in einer der Gepäcktaschen – und er erinnerte sich, es selbst dort hineingesteckt zu haben. Später, in der Beschreibung seiner Reise, wird Rohlfs Hammed Tandjani zitieren – »Ich werde nie vergessen, dass du an meiner Ehrlichkeit gezweifelt hast« – und hinzufügen, dass sein Diener die unverdiente Züchtigung wohl doch vergessen haben musste; *er war und blieb mein treuester Diener, treu und ehrlich bis zu seinem frühen Tod.*

Es war kurz vor acht Uhr, als der Tross sich in Bewegung setzte. Die Kameltreiber schrien ihr »E-o-a! E-o-a!« und »Salam ala rassul wa nebbina« (Heil und Frieden über unseren Gesandten und Propheten – d. Verf.), unterbrochen vom gellenden Klagegeschrei arabischer Frauen. *Auf nach Timbuktu. Nur ich und meine drei Diener waren bewaffnet, jeder von uns hatte immer eine Ladung für zwölf Schuß in Bereitschaft.*

Das Mittelmeer im Rücken, führte der Weg südwärts durch eine fruchtbare Landschaft tiefer in den afrikanischen Kontinent hinein, von Oase zu Oase, durch Gharyan und Mizda, weiter südwestwärts durch ein breites ausgetrockenes Flusstal, den Wadi elCheil, eine 30 bis 45 Meter tiefe Rinne, seitlich von löchrigen Sandsteinwänden begrenzt. In einer dieser natürlichen Höhlen sah er in den Fels geritzte Darstellungen von Elefanten, Kamelen, Antilopen und anderen Tieren, *ziemlich roh ausgeführt, doch immerhin von einer gewissen Stufe der Kultur zeugend, auch eine weibliche Menschengestalt mit ausgeprägter Negerphysiognomie in sehr indezenter Stellung.* Flüchtig war sein Blick in diese Höhlen, wie seine spätere Reisebeschreibung die Artefakte auch nur beiläufig erwähnt; er musste weiter, wollte mit Sonnenuntergang am Fuße der »Hochebene des Schreckens« lagern, dem Tross etwas Ruhe gönnen, für den schwierigen Aufstieg Kraft sammeln.

Hamada el Hamra, die Rote. Tonfarben schimmernd liegt das Hochplateau messtischeben von Horizont zu Horizont, vollgewürfelt mit Geröll, eine endlose Steinwüste, vom Wind poliert, schutzlos den Sonnenstrahlen ausgesetzt, südwärts fast 240 Kilometer ohne Schatten, steinhart. Nachts fallen die Temperaturen unter null, und es gibt Tage, an denen es über 55 Grad heiß wird. Morgens sind die Farben am intensivsten, noch kontrastreich, wenn die Luft klar ist, die ersten Sonnenstrahlen vom Gestein den Reif nehmen und aus der Hochebene die Nachtkühle. Doch das Morgenlicht verblasst schnell, und über den Vormittag verwischen die Farben und Konturen, bis alles in ein gleißendes Licht getaucht ist, als würde das Plateau verbrennen. Fata Morganen flirren in prächtigen Phantasmagorien über der Hamada, und Stille dröhnt in den Ohren jener, die sie queren. Das Laufen auf scharfkantigen Steinen wird zur Qual. Mittags scheint die Luft zu schwitzen, als wolle sie den Aggregatzustand wechseln. Wer hier hindurch muss, wird neu geboren, wenn er die Hamada el Hamra wieder verlässt, den ersten Brunnen erreicht. Überleben ist eine Frage des Wassers.

Einen Steinhügel soll er aufschichten, sagen die Kameltreiber, einen Busfor, der werde ihn vor Gefahren schützen. Das sei der Preis, den alle zahlen müssen, die zum ersten Mal Libyens Hamada el Hamra queren, der Busfor und eine Mahlzeit für einen jeden von ihnen.

Sechs, sieben Liter muss ein Europäer in der Wüste pro Tag trinken, bei körperlicher Anstrengung zehn. Die Sonne presst alle Säfte aus dem Körper, entzieht ihm Flüssigkeit. Wird sie nicht ersetzt, bleibt zuerst der Speichel weg, das macht die Kehle rissig und die Zunge hart. Durch den geöffneten Mund fließt heiße Luft in die Lunge, die Atmung rasselt, die Haut brennt, Muskeln verkrampfen, das Wahrnehmungsvermögen schwindet. Am Ende trinken fast alle ihren Urin.

Durst verspürt der Mensch, wenn er ein halbes Prozent seines Körpergewichts an Flüssigkeit verloren hat. Verliert er mehr, beginnt der Magen zu schrumpfen. Bei zwei Prozent ist er bereits zu klein, um die nötige Wassermenge auf einmal aufzunehmen. Bei fünf Prozent macht sich der Flüssigkeitsverlust durch ein leichtes Fieber und eingefallene Hautpartien bemerkbar. Bei acht Prozent trocknen alle

Schleimhäute aus, stellen die Drüsen ihre Speichelproduktion ein, und die Haut färbt sich bläulich. Bei zehn Prozent kann der Verdurstende nicht mehr laufen, bei zwölf Prozent ist sein Schicksal besiegelt. Zwei Tage, mehr braucht es nicht, dann kommt der Tod. Selbst Kamelkarawanen, die viel Wasser transportieren und wegekundige Führer haben, sind vor den Folgen einer Dehydration nicht sicher. Mit zwölf Prozent rechnet niemand. Jeder denkt sich mit Flüssigkeit ausreichend versorgt, wenn er seine sorgsam kalkulierte Ration Wasser mit sich nimmt. Überleben als logistisches Problem.

Rohlfs Wasserschläuche sind gut gefüllt und die besten, die man hat auftreiben können, aus sudanesischem Ziegenleder gearbeitet.

Der Ziege wird der Kopf abgeschlagen, exakte Schnitte trennen die Haut an den Vorder- und Hinterläufen, der Kadaver wird durch die Halsöffnung aus dem Fell herausgezogen. Eine Arbeit für Spezialisten. Inwendig geteert, damit das Wasser nicht fault, die Fellöffnungen verschlossen, den Hals zur Schlauchöffnung gerafft, fassen solche Schläuche bis zu 75 Liter Wasser. Damit kann es eine Weile gehen, wenn das Wasser in den Schläuchen nicht verdunstet oder verdampft. In Marokko hatte er gesehen, wie gefüllte Ziegenfelle auf Dreifüße gelegt wurden, um jede Berührung mit dem Boden zu vermeiden. Diesmal legen die Karawanenführer Matten aus, und niemand will seine Dreibeine haben, die er in Tripolis gekauft hatte. Nachdem alle Wasserschläuche auf der Unterlage liegen, werden sie mit weiteren Matten zugedeckt. »Warum hängt ihr die Schläuche nicht auf?«, fragt er die Männer. »Weil wir sie dann nicht so gut zudecken können.« »Warum müssen sie zugedeckt sein?« »Weil der Mond sonst das Wasser trinkt.« Mit dieser Antwort kann der vierunddreißigjährige Deutsche wenig anfangen und müsste doch wissen, dass selbst das geschmeidige Leder einer sudanesischen Ziege brüchig wird, wenn ein aufgeheizter Schlauch der kalten Nacht ausgesetzt ist. Die Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht sind in der »Hochebene des Schreckens« beträchtlich, über 50, manchmal 60 Grad Celsius.

Irgendwann fällt jede Hamada zur Ebene herab. Es ist höchste Zeit, dass die Männer aus der Hochebene herunterkommen, selbst die Kamele sind erschöpft. Auf

halbem Weg hinab, in Dirdj, finden sie Wasser, das die Oasenbewohner in Ziehbrunnen aus der Erde heraufholen, und mieten frische Kamele. Um fünf Uhr nachmittags zieht die Karawane, der sich einige Männer mit ihren Kamelen angeschlossen hatten, weiter. In der Wüste geht man in einer größeren Gemeinschaft sicherer, sagen sie, bis nach Ghadames treibt sich allerlei Gesindel herum.

Man geht langsam und im gleichmäßigen Schritt, den die Kamele vorgeben, eine gute halbe Stunde, bis das Gebrüll eines der Tiere alles Gleichmaß zerreißt. Rohlfs' zweiter Diener, Cheir, hatte sein Kamel mit einem Stock zur schnelleren Gangart antreiben wollen, dabei dem Tier das rechte Auge aus dem Kopf geschlagen. Blutig liegt es im Sand, und der Besitzer des jungen, kräftigen Kamels tobt, droht handgreiflich zu werden; man solle umkehren, in Dirdj den Vorfall dem Kadi vortragen. Rohlfs hat Mühe, den Mann zu beruhigen. Natürlich werde er für den entstandenen Schaden aufkommen, wemgleich das Kamel kein Luxustier sei und der Verlust eines Auges seine Tragfähigkeit nicht beeinträchtige, selbst der fünfte Teil seines Wertes sei daher ein noch viel zu hoher Ersatz. Der Eigentümer läßt sich beruhigen, gibt sich zufrieden, vielleicht, weil er keinen Augenblick daran zweifelte, daß *die Medizin, Charpie mit Wachssalbe bestrichen, die ich dem armen Tier zur Linderung der Schmerzen in die leere Augenhöhle gedrückt, demselben ein neues Auge verschaffen werde.*

Am 17. Juni 1865 ist Ghadames erreicht, vier Wochen nach Tripolis, vier Tage, nachdem Rohlfs die ersten Anzeichen einer ernstlichen Erkrankung bemerkte. *Ich schwebte einige Tage in wirklicher Lebensgefahr. Fortwährende heftige Blutentleerungen aus dem Darm schwächten mich derart, dass ich an meinem Aufkommen verzweifelte. An Essen durfte ich gar nicht mehr denken, ebenso wenig wagte ich es, meinen Durst zu stillen.*

Es ist nicht das erste Mal, dass Rohlfs von Durchfall und Darmblutungen geplagt wird; der Gecko hat damit nichts zu tun. Zwei, vielleicht drei Tage ist es her, als er beobachtete, wie die Kameltreiber einer kleinen Eidechse mit plattem Kopf, eine Bu-Bris genannte Gecko-Art, nachstellten und sie töteten. Bu-Bris vergifte durch

seinen Atemhauch die Speisen, sagten sie, und könne der Haut einen Ausschlag anspritzen, schwangere Frauen, die von BuBris angeblickt würden, kämen mit gefleckten Kindern nieder. Als »Repräsentant« des aufgeklärten Abendlandes nahm er eine BuBris in die Hand, setzte sie auf seinen Fuß, ließ sie über seinen Teller laufen; *sie blieben bei ihrem abergläubischen Vorurteil und sagten, ich sei gegen das böse Wesen gefeit.* Besser, Mustafa el Nemsî hätte Bu-Bris erschlagen, dachten sich die Kameltreiber. Jetzt kann er nichts mehr bei sich behalten.

Um die Darmblutungen zu stillen, braucht Rohlf's immer größere Gaben Opium, anders ist der Diarrhöe nicht mehr beizukommen. Er erkrankt auf Leben und Tod, nicht zum ersten, nicht zum letzten Mal. Afrika fordert seinen Preis. Über die Krankheit in Ghadames oder Rhadames, wie der Name der Stadt gesprochen wird, schreibt er: *Obgleich man das Klima nicht ungesund nennen kann, ist es dennoch für Europäer schwer erträglich. Augenkrankheiten, Syphilis, Fieber und Dysenterien sind die häufigsten dort vorkommenden Krankheiten. Im Jahre 1865 wäre ich selbst beinahe das Opfer einer sehr acuten Blutdysenterie in Rhadames geworden. Meist entstehen diese in der Zeit der Melonen, der einzigen Frucht, welche gut in Rhadames gedeiht.* Es müssen die Melonen gewesen sein; der Bu-Bris ist ohne Schuld.

Während er sich nur langsam erholt, bleibt Zeit genug, die Oase zu beschreiben. Sein Reisetagebuch wächst schnell und macht deutlich, was sein Jahrhundert von einem »Forschungsreisenden« erwartet. Die Beschreibung dessen, was er sieht, um Mutmaßungen vermehrt, und die Bestätigung, dass jenseits abendländischer Grenzen keine Kultur sei, keine Zivilisation. Nicht alle bedienen das herrschende Klischee, dieser Entdeckungsreisende jedoch kann sich ihm nicht entziehen, jedenfalls nicht in der Mehrzahl seiner Aufsätze und Beiträge. *Was das Aeussere anbetrifft, so sind die Rhadamser meistens hässlich, da die vielen Kreuzungen mit Negern eben nicht dazu beigetragen haben, Körper und Gesichtsform zu veredeln und zu verschönern.*

Ghadames, seit Jahrtausenden Schnittpunkt alter Handelswege von Nord nach Süd, West nach Ost, ist um eine natürliche Quelle gebaut. Ihre Silhouette aus dicht

beieinander stehenden mehrstöckigen Häusern, deren kahle Lehmwände selten genug von winzigen Fensteröffnungen durchbrochen sind, gleicht einer unregelmäßig emporgemauerten kompakten Festung gegen die Hitze. Regen fällt selten, vielleicht alle zwanzig Jahre einmal. Im Innern der Stadt, in der zu Rohlfs' Zeiten über fünftausend Menschen leben, öffnet sich ein Gewirr enger überbauter Gassen, die fast alle auf den Marktplatz führen oder zu dem 25 Meter langen, 15 Meter breiten Wasserbecken aus massiven Steinquadern, das durch eine unter artesischem Druck austretende, 30 Grad warme Quelle gespeist wird. Das Becken, vermutet der Deutsche, sei bereits von den Römern gebaut worden, vor rund 2000 Jahren, als Roms Legionen weite Gebiete Nordafrikas besetzten, aus Ghadames Cydamus wurde. Nach den Römern kamen die Araber, später die Türken, die noch immer die südliche Mittelmeerküste besetzt halten und in Ghadames eine Wassersteuer erheben, jährlich etwa 50000 Francs. Jedenfalls verbucht die türkische Regierung diese Summe, die der Gouverneur von Tripolis ins ferne Konstantinopel transferiert. Welchen Betrag der Gouverneur vom obersten Beamten der Stadt Ghadames, dem Kaimmakam, erhält und wie viel dieser tatsächlich einnimmt, bleibt ein Geheimnis der osmanischen Bürokratie. Das Quellwasser wird in einen größeren eisernen Topf geschöpft, aus dem es durch eine kleine Öffnung im Topfboden wiederum herausläuft, drei Minuten, dann ist die einfache Wasseruhr, die die Ghadameser »Gaddus« nennen, leer gelaufen. Sieben »Gaddus« sind ein »Dermissa« und reichen knapp für sechzig Palmen auf zweihundert Quadratmeter Gartenfläche. Eine schier unerschöpflich sprudelnde Geldquelle für den türkischen Statthalter, eine Art Geldmaschine, von römischen Ingenieuren entworfen.

Schon Jahrhunderte vor der Römerzeit war die Stadt wichtiges Handelszentrum im eng geknüpften Netz aus Karawanenstraßen. Rohlfs kann die Architektur dieser fernen Zeit in den Ruinen runder und viereckiger Türme aus roh bearbeitetem Stein, den »Esnamen«, Götzenbildern, noch erahnen. In den Türmen liegt zur ebenen Erde eine meist gut erhaltene, oben spitz zulaufende, gewölbte Kammer, in einigen über der ersten eine zweite, die über eine steinerne Außentreppe zu erreichen war. Untereinander durch Mauern verbunden, war die gesamte Anlage ein einziger großer Lagerplatz, Zufluchtsort und Verteidigungsanlage zugleich. Gegen römische

Legionen, die mit Steinschleudern und Rammböcken nach Ghadames kamen, versagte die Anlage.

Die stärker dosierten Opiumgaben zeigen Wirkung. Rohlfs wird unruhig. Ghadames ist Durchgangsort, nicht das Ziel. Den, den er erwartet, Tuareg-Scheich Si-Otman, erwartet er bislang vergebens. Ohne seinen Schutz allein durch das Ahaggar-Gebirge nach Timbuktu zu gehen wäre zu gefährlich. Gewiss, er fürchtet keinen Wegelagerer, auch scheint ihm seine Bewaffnung ausreichend, aber er kann keinen Karawanenführer durch das ihm unbekannte Gebirge finden, und der Firman, jener vom Türkischen Sultan auf Empfehlung des Gothaer Geographen Petermann ausgestellte Schutzbrief, ist in Ghadames nicht mehr das Papier wert, auf dem er geschrieben wurde: »Die Gesandtschaft seiner Majestät des Königs von Preußen bei Unserer Pforte der Glückseligkeit haben mittels amtlicher Note Uns benachrichtigt, dass MustafaBey, ein hoch angesehener deutscher Untertan, eine Reise durch Afrika anzutreten gedenkt, und hat Uns gebeten, ihm einen Kaiserlichen Firman auszustellen. Wir fordern dich daher auf, Generalgouverneur von Tripolitanien, diesen Mustafa-Bey, der in seiner Heimat Gerhard Rohlfs genannt wird, gastfreundlich aufzunehmen und ihm die gehörige Ehre zu erweisen. Du sollst Acht geben, dass er wohlbehalten reist und dass ihm kein Leid geschieht. Zu diesem Zweck haben wir vorstehenden kaiserlichen Firman erlassen. Gehorche gemäß seinem erhabenen Inhalt, und also ebenso all jene, denen du gebietest. Geschrieben am achten Tag des Monats Silkade im Jahr 1270. Abd ul Asis. Türkischer Sultan. Konstantinopel 1865.« Konstantinopel ist weit und das AhaggarGebirge von Tuareg-Stämmen beherrscht.

Si-Otman kommt nicht, dafür ein Brief von Abd el-Kader, Herrscher über das Tidikelt-Gebiet, den Rohlfs ein Jahr zuvor kennen gelernt und dem er versprochen hatte, einen Revolver in Deutschland reparieren zu lassen. Diesen und eine neue Pistole hatte er mit seiner Ankunft in Ghadames in die Tidikelt-Oasen geschickt, auch um über das Ausbleiben Si-Otmans Erkundungen einzuziehen. Abd el-Kader reagierte euphorisch und ebenso prompt. »Gelobt sei Allah! Es gibt nur einen Gott. Und Gebet und Heil über seinen Gesandten und seine Familie und seine Genossen

und seine Anführer und sein Heer! Wir haben die alte Pistole empfangen und mit innigstem Dank den wunderbaren neuen Revolver mit 18 Schüssen erhalten, ein Werkzeug der christlichen Teufel, Allah möge sie verfluchen und vernichten, bis keiner mehr übrig ist.« Viel Palaver, vom Tuareg-Scheich dagegen keine Nachricht.

Ende August bringt ein Kurier aus Tripolis eine Zeitung nach Ghadames. »In Algier wird in den nächsten Tagen der Tuareghäuptling Si-Otman ben Bikri erwartet, der mit zahlreichem Gefolge kommt, um dem Gouverneur von Algerien einen Besuch abzustatten.« Damit sind die Würfel gefallen; gegen Timbuktu. Monate würde es dauern, ehe Si-Otman in Ghadames einträfe. *»Mein Entschluß war schnell gefaßt. Die Reise nach dem HoggarLand (Ahaggar) wurde aufgegeben und dafür die Tour über Fazzan in Aussicht genommen. Zuvor mußte ich aber nach Misda zurückkehren, um mir dort Kamele bis Mursuk zu mieten.«*

Zurück führt kein anderer Weg als jener, den er gekommen war, und wieder über Dirdj, wo ihn der Besitzer des Kamels erwartet, dem Rohlfs' Diener Cheir das Auge ausgeschlagen hatte. Als Schadensersatzklage kommt der Vorfall vor den Kadi von Dirdj, der dem Kläger Recht gibt und Rohlfs zur Zahlung von zehn Mahbub, des halben Preises eines jungen Kamels, verurteilt, um ihn dann, nach einem Einwand des Verurteilten, dass das Tier arbeitsfähig geblieben sei, auf fünf Mahbub zu reduzieren. »Einen Sbili«, einen viertel Mahbub, »steuere ich selbst bei, einen mag dein Neger geben, und den Rest wirst du zahlen«, sagt der Richter und legt tatsächlich eine Münze hin. Nachdem auch Cheir einen Sbili gezahlt und Rohlfs den Rest aufgezählt hat, unterbricht der Kadi den Kläger, der eben das Geld einstreichen will, und erkundigt sich nach dem Verbleib des einäugigen Kamels. Auf dessen Antwort, es sei mit einer Karawane unterwegs, nimmt der Richter das Geld vom Tisch und steckt es in die eigene Tasche. »Wenn das Tier so reisetüchtig ist, dass es fortwährend auf der Straße sein kann, so brauchst du gar keinen Schadensersatz, Freund meines Herzens; jedenfalls muss ich den Schaden erst besichtigen.« Für den Kläger ist die Sache damit ebenso ausgestanden wie für den Verurteilten, der die Oase Dirdj nach Mizda verlässt, um sich dort einer Karawane anzuschließen, die in das FØssangebiet zieht, nach Murzuk, und ihm sechs ihrer Kamele vermietet.

Sobald Mizda hinter ihm liegt, tauscht Rohlfs die traditionelle Kleidung gegen einen leichten europäischen Sommeranzug. *Bis hierher durfte ich nicht wagen, anders als unter der Maske eines Muselmans zu reisen; jetzt ging es südwärts in Länder, deren Bewohner nicht wie die fanatische Bevölkerung des Rharb jeden Andersgläubigen feindselig behandeln oder gar mit dem Tode bedrohen.*

Die Karawane zieht schnurgerade südwärts, so gut es eben geht, denn manches Ausweichmanöver ist nötig, um Wegelagerern zu entgehen. Schon einige Zeit war ihnen eine Hand voll Männer auf Rennkamelen aufgefallen, die den langsamen Karawanentross in einiger Entfernung begleiten. Die Absicht des kleinen Trupps ist offensichtlich, doch er scheut einen offenen Angriff. Dann verschwinden die Männer, und die Gefahr eines Überfalls scheint gebannt. Nachts, als die Karawane zwischen zwei Dünen lagert, nicht einmal eine Wache aufgestellt ist, kommen sie über eine Düne zum Lagerplatz herab. Säbel blitzen auf und Gewehrläufe. Mit »Mursuk« haben die Angreifer nicht gerechnet, Rohlfs' weißem Spitz, den er vom österreichischen Konsul in Tripolis geschenkt bekommen hatte. Der Spitz springt mit Gekläff den Banditen entgegen und reißt dem Ersten, den er zu fassen bekommt, ein Stück Stoff aus der Hose. Damit ist der räuberische Überfall abgewehrt. *Mursuk war der Held des Tages und fortan eine allgemein geschätzte Persönlichkeit. War er müde, so wurde er auf ein Kamel gehoben, und er hatte mit der Zeit ganz gut gelernt, auf seinen Vieren stehend, alle Schaukelbewegungen des Wüstenschiffes auszuhalten.*

Wieder führt die Route über die Hamada el Hamra, diesmal mitten durch die Hochebene hindurch. Die Sonne schwächt den Willen der Männer und macht die Kamele lethargisch. Knapp 60 Grad zeigt das Thermometer, jedenfalls wird er später diese Temperatur in seinem Reisebericht notieren. Vielleicht war es nicht ganz so heiß, aber was macht das schon. Auch 50 Grad sind unerträglich, wenn es keinen Schatten gibt. Dann bleibt plötzlich auch noch der Wind aus, der Mensch und Tier etwas Erleichterung in der Hitze verschaffte, und das Thermometer springt um zwei, drei Grad nach oben. Die Karawanenführer sehen sich an, und auch

Rohlfs weiß, was sie zu erwarten haben – den Gibli, jenen gefürchteten heißen Sandsturm.

Die Sonne mutiert zum glutroten Feuerball; eine schmutzigschwarze Wand steht am Horizont, wälzt sich näher, eine hoch aufragende Mauer aus feinstem Sand und Staub. Dunkler wird die Sonne, immer drückender, heißer, trockener die Luft, immer schwerer die Atmung. Die Männer binden ihren Schesch, das Kopftuch, bis auf einen winzigen Sehschlitz fester um den Kopf, dann ist der Orkan mit seinen aufgepeitschten Sandkörnern da. Ohne Kommando machen die Kamele kehrt, damit der Sturm ihnen den scharfen, die Haut zerschneidenden Sand nicht in die Augen treibt, ohne Kommando knien sie nieder. Der Sandsturm, mehrere hundert Meter hoch, verdunkelt die Sonne zur Sonnenfinsternis. Um den ersten Stoß des Gibli abzuhalten, legen sich die Männer hinter die Kamele, und doch füllen sich Ohren, Augen und Nase mit feinem Sand, werden die Kehlen unerträglich trocken. Sandstürme machen apathisch, können den Willen brechen, wenn sie schier endlos toben; dieser braucht zwanzig Minuten, bis er zur Ruhe kommt. Die Tiere richten sich auf, die Menschen schütteln sich den Sand aus den Kleidern und greifen nach den Wasserschläuchen. Leer gefegt liegt die Hamada el Hamra unter der wieder gleißenden Sonne.

Die Karawane zieht weiter, erreicht den Südrand der Hamada und nach dem Abstieg den Brunnen, der Um-el-Cheil, »Mutter der Pferde«, heißt. Da gibt es Wasser genug für Mensch und Tier, zudem etwas Steppenland, das den Kamelen einige Grashalme bietet. Zwei Tage ruhen sie sich von der »Hochebene des Schreckens« aus, von deren steil abfallenden Rändern Rohlfs den Blick stets zurückgewandt hatte, auf die Wadis, die Flüsse ohne Wasser. *Wie konnten, fragte ich mich staunend, diese mächtigen Flußtäler entstehen? Was für Umwälzungen müssen sich hier vollzogen haben, und welche Zeiträume von zehntausend oder hunderttausend Jahren mögen zwischen jener Epoche und der unsrigen liegen?*

In der Kinderstube des Homo habilis

Afrika, uraltes, präkambrisches Gestein aus Gondwanas Mitte und Geburtsstätte der Menschheit.

In Ostafrika lernte Homo habilis, der Nachfahre des Australopithecus, vor zwei bis drei Millionen Jahren den aufrechten Gang. Und als Australopithecus noch immer mit grob zersplittertem Stein und größeren Knochen nach seiner Beute warf, schlug Homo habilis schon Kiesel und Geröll zu scharfkantigen Faustkeilen herunter. Das östliche Afrika ist voll davon, und manche Gegend in der Sahara von den Artefakten der Menschwerdung übersät, zum Beispiel das Bergland Dschebel Ben Ghnema, nördlich der Hamada el Hamra.

Jahrtausende wurden Faustkeile zurechtgeschlagen und noch vor siebzigtausend Jahren als Jagdwaffe und zur Bodenbearbeitung benutzt. Diese »Zweiseiter«, die Faustkeile und bald auch die steinernen Speerspitzen, machten Homo habilis zum Siegertypen, dem Australopithecus auf Dauer nichts entgegenzusetzen hatte. Der Vorsteinzeitmensch verschwand im Staub der Geschichte. Homo habilis aber, der Geröll-Kultur-Mensch, entwickelte sich zum geschickten Jäger und geduldrigen Sammler, zum Homo erectus, der eines Tages aufbrach, den ganzen afrikanischen Kontinent, Asien und Europa zu erobern, um später die Welt zu beherrschen, als Homo sapiens.

Archäologische Funde in der Sahara belegen für die einzelnen Großregionen eine bewegte und uneinheitliche Ur- und Frühgeschichte. Manches Bruchstück zum Puzzle der Menschwerdung hat die Wüste preisgegeben, auch das Fossil eines vorderen Schädelfragmentes mit zahnlosem Oberkiefer, deformiert und stark verwittert. Eine große, fliehende Stirn mit leichter Einschnürung hinter den Augenhöhlen, zusammenstehende Überaugenwülste, kräftiges Jochbein und eine stark vorspringende Oberkieferpartie, das vertikal verkürzte Gesicht eines Homo habilis, der vor mehr als hunderttausend Jahren gelebt haben könnte. Damals hatte eine Kaltzeit die Erde im Griff, und auf den Gipfeln des saharischen Zentralmassivs lag noch Schnee. Flüsse flossen in die Ebenen hinunter, füllten Bodensenken zu

Seen auf. Am Fuße der Berge wuchsen Zedern und Zürgelbäume, Zypressen, Wacholder, Eichen und Ölbäume, gelegentlich auch Birken, Buchen oder Linden. Die Seen waren von Schilfgürteln großflächig umstellt. Im Osten des Air weist der Boden noch Spuren einer einst üppigen Baumvegetation auf, und im Adrar Bonus, im Südwesten von Tidikelt, hat die Tonerde des längst ausgetrockneten Sees Sebkra Mekerrhane die Abdrücke riesiger Papyrusstauden konserviert. Als Zeugen jener fruchtbaren Epochen gelten ebenso die knorrigen, 3000 Jahre alten Tarut-Zypressen bei Tamrit, deren Wurzeln weit in die Tiefe herunterreichen, dorthin, wo es noch Feuchtigkeit gibt. Und in den ausgetrockneten Flussbetten, den Wadis, bläst der Wind noch heute kleine und große Fischgräten frei, findet der aufmerksame Wüstengeher Muschelkies und Bruchstücke versteinerten Schilfs.

In vielen Teilen war die Sahara des Neolithikums fruchtbar, vom Tschad bis nach Aoukar in Mauretanien, voll Wasser und heiß, eine Zone der Üppigkeit und ein Eldorado für allerlei blutsaugendes Getier. Vom Hoggar herab speiste der Igharghar den See von Ouargla im Norden; der Tefassasset sammelte die Wasser der Südhänge der Gebirgsmassive und füllte den Tschadsee; der Tamanrasset strömte westwärts und versickerte in der Tilemsisenke, während die Saoura aus dem Atlas in nordsüdlicher Richtung floss, um auch nur in einem See zu enden. Einzig der Draa, gespeist aus dem AntiAtlas, entwässerte im Atlantik.

Wälder gab es und Buschwerk, ausgedehnte Savannenareale, eine vielfältige, reiche Vegetation und die dazugehörige afrikanische Fauna. Nicht überall, nur in den Feuchtgebieten des Neolithikums, denn die Sahara blieb, was sie immer war: eine große Wüste, in der dem Leben nur eine kurze Gastrolle zukommt. Dem Homo erectus aber reichte ein kurzer Augenblick, um die Gunst dieser geologisch winzigen Zeitspanne zu einem Wendepunkt der Menschheitsgeschichte zu nutzen, sich vom Jäger und Sammler zum Ackerbauer und Viehzüchter zu entwickeln. Die Geschichte dieser »neolithischen Revolution« hat er uns in pittoresken Bildergeschichten hinterlassen.

Auf dem Tassili-Plateau, im Felslabyrinth von Tinterhert, entstand vor 9000 Jahren die fünf Meter breite Gravur einer Rinderherde, inmitten der zentralen Sahara.

Warum der Steinzeitkünstler mit seinem Faustkeil Rinder in die zuvor geglättete schwarze Metalloxydkruste des Felsens ritzte, wissen wir nicht; vielleicht als magische Handlung, die dem Jäger die Beute sichern sollte. Auch die steilen Felswände des Wadi Mathendous im südwestlichen Libyen sind von Tierzeichnungen übersät – Nashörner, Elefanten, Strauße, Giraffen, ruhende Antilopen, ein Krokodil. In den Fels eingeritzt wurde auch eines der ältesten Bildnisse des Menschen, die knapp 30 Zentimeter große Gestalt eines Hockenden.

Vor neun bis zehn Jahrtausenden zogen Rinderzüchter durch die Sahara, die auch Ackerbau betrieben. Aus Ostafrika kamen sie in die Savanne, doch sie kamen spät, zu spät; die letzte Kaltphase der Eiszeit erschöpfte sich, und der einsetzende Klimawandel bot keine Garantie, die in die Erde gebrachte Saat auch ausreichend zu bewässern. Nach üppigen Jahren, die die ersten Bauern und Viehzüchter in der Savanne vorfanden, hatten sich deren Nachkommen bald mit der Verwüstung, der Desertifikation des genutzten Bodens auseinander zu setzen. Immer öfter blieb der Regen aus, Wasserstellen verdunsteten zu Staublöchern, und die trockenen Winde ließen Gras und Laub verdorren. Die Menschen zogen sich mit ihren Viehherden auf die immer noch regenreichen Hochebenen und in die Gebirge zurück, den Inseln des Lebens inmitten knochentrockener Ebenen.

Eine dieser Lebensinseln war das algerische Tassili-Plateau, 150 Kilometer von den Rinderherden des Tinterhert entfernt. Aus dem Sandstein des Plateaus hat die Hartnäckigkeit des Windes surreale Felsenstädte herausgeschmirgelt, Höhlensysteme mit engen Gassen, breiten Straßen, Brücken, Pfeilern, Felskathedralen und weiten Plätzen. Ein schier endloses Labyrinth zwischen 1500 und 2000 Meter Höhe. Für jede dieser Windstädte haben die Nomaden einen Namen: Tin Tazarift, In Itinen, Tin Aboteka, Jabbaren und Auanrhet. Viele Generationen der Steinzeitmenschen nutzten den vom Wind geschliffenen Sandstein als Malgrund, ritzen Zeichnungen in die Wände, bis sie vor 6000 Jahren die Malerei entdeckten. Nordöstlich der Oase Djanet steht der Wüstengeher im größten Freilichtmuseum des Neolithikums, inmitten Tausender Felsbilder der Jungsteinzeit. In dieser Galerie des Lebens, Denkens und Fühlens fehlt keine

Nuance künstlerischer Arbeit, weder die kleine Studie, das Porträt noch die mehrere Quadratmeter große Massenszene.

In gelbem, braunem und rotem Ocker sind die Fresken ausgeführt, in Weiß und Grün. Der poröse, saugfähige Sandstein gab einen brauchbaren Haftgrund für die mit Leim vermischten natürlichen Erdfarben, die das einsetzende trockene Klima gleichsam konservierte.

Drei, vier, vielleicht auch fünf Jahrtausende hindurch haben Menschen in den Windstädten gelebt, alle haben ihre Zeichen in den Sandsteinwänden hinterlassen. Wer die Überlagerungen älterer durch jüngere Zeichnungen zu lesen versteht, versteht das Schicksal jener, die sich aus dem Tassili-Plateau zurückziehen mussten. Jüngere Zeichnungen zeigen Kampfszenen, Streitereien zwischen Hirtenstämmen, ausgelöst durch die schrumpfenden Ressourcen Wasser und Weideplätze; jüngste, flüchtig hingeworfene Fresken bilden Kamelkarawanen und Oasen mit Dattelpalmen ab.

Vor 3000 bis 4000 Jahren kroch die Wüste aus der Ebene die Gebirge und Hochplateaus empor. Die Flüsse versiegten, Seen trockneten aus, und Flora und Fauna zogen sich aus der Sahara zurück – nur in wenigen Enklaven konnte überleben, wer sich den geänderten klimatischen Gegebenheiten anpassen konnte, Regenwürmer oder jene kleinwüchsigen Tassili-Krokodile, deren letztes Exemplar vor wenigen Jahrzehnten getötet wurde.

Als die Wüste ihre nur auf Zeit verlorenen Gebiete zurückeroberte, wanderten die Menschen dorthin zurück, woher sie einst kamen, in das tropische Afrika. Die Sahara wurde menschenleer bis auf jene Stämme, die entweder nicht wussten, wohin sie ziehen sollten, da ihr ursprüngliches Herkunftsgebiet von anderen Stämmen bereits besetzt war, oder die sich darauf eingelassen hatten, mit ihren Tieren den wenigen Regenwolken nachzuziehen. Die festen Siedlungsplätze versandeten, aus sesshaften Hirtenvölkern wurden Nomaden, und nur wenige Ackerbauern fanden ihr Auskommen in ein paar Dutzend Oasen, zumeist am Rande

großer Bodensenken, wo die wasserführenden Gesteinsschichten durch Verwerfungen der Erdkruste angeschnitten sind.

Die Nomaden waren auf die Produkte der Oasenbauern ebenso angewiesen wie die Oasenbewohner auf die Nomaden; es entwickelte sich ein die Jahrtausende überdauerndes gesellschaftliches Abhängigkeitssystem. Die Nomaden boten den meist dunkelhäutigen Oasenbauern, zum größeren Teil Nachkommen der negriden saharischen Urbevölkerung, Schutz, und die Bauern wurden den Beschützern dafür tributpflichtig. Hirse, Datteln und Getreide waren der Preis für den Frieden. Die Nomaden, vor allem die Salzkarawanen, hielten die Kommunikationswege in der Sahara offen und organisierten den Warenaustausch zwischen den einzelnen Wirtschaftsräumen.

Von diesen alten Nomadenwegen, den Karawanenstraßen durch die Sahara, wusste Gerhard Rohlfs, der populärste und meistgelesene deutsche Afrikaforscher seiner Zeit, nichts, wie sein Jahrhundert von der Großen Wüste nur wusste, was die Geschichtsschreiber der Antike überliefert hatten, Herodot zuerst: »Auch da wohnen Menschen, die heißen Garamanten, ein mächtig großes Volk; die tragen Erde auf das Salz und säen dann. Bei ihnen gibt's auch die rückwärts weidenden Rinder. Ihre Hörner sind nach vorne gebogen, darum gehen sie rückwärts, wenn sie weiden; vorwärts können sie nämlich nicht, denn dann würden sie mit ihren Hörnern in den Boden stoßen. Diese Garamanten machen Jagd auf die aithiopischen Troglodyten, mit Viergespannen. Die aithiopischen Troglodyten nämlich haben die schnellsten Beine aller Menschen, von denen uns darüber etwas berichtet wird. Ernähren tun sich die Höhlenbewohner von Schlangen und Eidechsen und anderem solchen Gewürm. Eine Sprache ist bei ihnen in Übung, die ist keiner anderen ähnlich, sondern sie kreischen wie Fledermäuse.«